

Albert Vigoleis Thelen: Briefe an Werner Böcking, 1962

mit einem Vorwort von Werner Böcking

Als meine Frau im Jahre 1961 unseren Buchhändler fragte, ob er nicht einen Autor vom Niederrhein kenne, da riet er zu Albert Vigoleis Thelen und seinem gerade erschienenen 1000-Seiten-Roman „Die Insel des zweiten Gesichts“, womit Mallorca gemeint war. Er sei in Süchteln an der Niers geboren, wohne aber in Amsterdam und neuerdings auf Mallorca. Ich bekam seinerzeit stets aus dem Desch-Verlag die Hauspostille „Aus der Romanstrasse“. Die zeigte 1956 bereits das Foto des Autors, wo er in Gärtnerschürze als Hausverwalter und „Diebsverbeller“ der Gardaseevilla einer mexikanischen Millionärin zu sehen war; hatte er doch zu dem Zeitpunkt bei Desch in München seinen zweiten umfangreichen Roman „Der schwarze Herr BahBetub“ herausgegeben, der in Amsterdam, seinem „Heringsgrat“, spielt. Es ließ mir keine Ruhe, mit dem Autor vom Niederrhein in Briefwechsel zu treten, und so entwickelte sich ab Oktober 1961 eine Brieffreundschaft, die bis zu seinem Tode nicht abgerissen ist.

Albert Thelen wurde am 28. September 1903 in Süchteln, Kreis Kempen, dem alten Regierungsbezirk Düsseldorf, also am Niederrhein, geboren. Es würde zu weit führen, seinen ganzen Lebenslauf hier nachzuzeichnen. Das geschah bereits in Nr. 1/1987, 3. Jg. der Zeitschrift „Wir am Niederrhein“ unter „Niederrheinische Autoren“, Folge 6, unter dem Titel „Ein Magier des Wortes kehrte heim“ aus meiner Feder. Freunde guter Literatur sollten nicht versäumen, das INSEL-Buch zu lesen, denn es gehört heute zur Weltliteratur und machte seinen Schöpfer berühmt, aber leider nicht reich. Der Name Vigoleis, der „Wigalois mit dem Rade“ aus der Minnedichtung des Wirnt von Gravenberg, fügte sich erst später seinem Vornamen Albert zu. Seine Frau Beatrice, aus der Schweiz gebürtig, war auf allen schweren Lebenswegen treu an seiner Seite und feierte im Oktober 1986 ihren 85. Geburtstag im Altenheim Dülken. Albert Vigoleis Thelen starb am 9. April 1989, seine Frau am 17. Januar 1992.

Es folgen die ersten beiden Briefe, die er mir schrieb.

1. Brief, 20. Januar 1962

Verehrter, lieber Leserfreund und
Werner Böcking,

ja, ein Augenleiden der heimtückischsten Art plagt mich seit vielen Jahren; das letzte Buch, das ich habe lesen können und müssen, von a – z, waren die Korrekturen des schwarzen Herrn von der Badewanne, – ein Buch, das mir fast einen Prozess eingetragen hätte, nämlich vom Dekan der rechtswiss. Fakultät der Universität Amsterdam: wegen angebl. Verunglimpfung des leibhaften Gelehrten Kisch; es war eine widerliche Sache, in die sich auch der Börsen-Verein f. d. dt. Buchhandel mischte, auf dem Hintergrunde des Antisemitismus, und der „Spiegel“ wollte alles groß aufblasen, mit Foto Vigoleis auf der Titelseite: was ich mir verbat. Desch hätte Kapital daraus schlagen können! Doch lasse ich meine Bücher nicht missbrauchen. Dann fiel der Dekan in Italien aus einem Hotelfenster, wo er sich zu weit hinausgelehnt hatte; vermutlich wollte er einer Schönen scharf in den Busen blicken. Immerhin brach er sich auf dem Pflaster (Florenz) das, was er mir auf dem Paukboden der Fakultät brechen wollte: das Genick. Der Fall schlief ein. Das Buch ist mit übergestorben. Man hält es sowieso für frei erfunden: dann ist es schlecht. Doch ist keine Fürfallenheit ersonnen, keine Situation gestellt; keine Person tritt auf, die es nicht

leibhafter Weise gegeben hat und noch gibt. Nur den schwarzen Herrn habe ich umgetauft, doch ist den Mitspielern der Name bekannt: eine tragische Gestalt, wie kein Autor sie leicht erfindet. Im Kopf ist vieles fertig: tausende Seiten. Indes die Augen ...

Warum ich nicht im Rhld. lebe? Ich könnte in Deutschland nicht atmen. Seit Jahren führe ich einen erbitterten und verbitternden Kampf für meine Wieder-Gut-Machung: da wird man, von den Beamten zu Boden gespottet, als sei man ein Gauch, ein hergelaufener Schelm, dem kein Wort zu glauben sei. Höhepunkt der Logik: hätte der Ast (Antragsteller!) die Nazis bekämpft und wäre er von den Nazis verfolgt worden – und lebt noch: dann hätte sich die Gestapo dilettantisch benommen. So formuliert in jenen Tagen, wo Eichmann wie ein Molybden-Einschluss im Glase saß! Dabei haben wir auf allen Fluchten das wenige verloren, was man besaß. Heute besitzen wir noch kein eigenes Bett, nicht Stuhl, noch Teller etc. Das alles aber kann Ihnen das Cousinchen Gusteli aus Basel mal erzählen; Sie werden Sie als Dr. Auguste Bruckner am Rh. Landes. Museum in Bonn kennen. Ein tüchtiges Mädchen, das auch immer gräbt. Und wo Sie schon mit den Totengräbern zu tun haben: können Sie mir nicht einen Knochen meiner Ahnen vom Niederrhein besorgen? Braucht nicht archetypisch echt zu sein. Das bliebe unter uns. Doch nur nicht vom wei-

Ben dt. Edelschwein! Eher Ochs. Von einem ganzen Totenkopf wage ich nicht einmal zu sprechen; für mein Arbeitszimmer, dessen Herrgottswinkel sehenswert ist. Den Transport besorgt Gusteli, die häufig nach Basel fährt und ins Italienische. Vielleicht kann sie Ihnen eine amtliche Knochenorder ausstellen? Eine solche Reliquie aus meinem Neanderthal fehlt mir noch.

Fotos von uns 2 beiden bekommen Sie bald. Ich lasse welche abziehen, in Vevey, wo es jetzt von Fürsten wimmelt; Sonst ein stilles Städtchen, dieweil Bloney überhaupt geräuschlos ist.

Leben Sie wohl und buddeln Sie bundesverfassungsgesetzlich für Ihren ergebenen
A. V. Thelen

2. Brief, 14. Mai 1962

Lieber Herr Böcking,

zu meiner Augenmisere hat sich allerlei böses im Ingezüch gefügt, die Niere erzeugt Steine, diese wandern umher, und einer, ein sehr starker Gast mit schärfsten Kanten musste mit ärztlicher Kunst exorziert werden. Anschließend – sei es durch Schlafmittelmisbrauch, sei es durch klinisch verpasste Spritzen oder sonstiger Chemikalien – brach ein Nesselfie-



Abb. 1. Albert Vigoleis Thelen

ber aus, das mich seit Monaten plagt; der Arzt weiß sich auch keinen Rat mehr. Kurz, ich war und bin an den Rand gesetzt und sehe zu, wie eine alte t.b.c. aus den Jahren der Verfolgung wieder aufflackert, alles in allem ein verwickelter Zustand, denn bei der mir aufgezwungenen Hungerdiät können die von einem Arzt gezählten über 50 Kavernen sich fleißig umschatten...

Post bleibt wieder im Schraubstock stecken, doch habe ich inzwischen alles aus dem Jahre 1960 erledigt. (Sie haben keinen leisen Schimmer, wie viele Leser mir schreiben!)

Die gute Nachricht ist aber die, dass ich nun ein *diplomiertes Naziopfer* bin: mein Antrag ist nach 5 jährigem Holmgang mit den widerborstigen Behörden zu meinen Gunsten entschieden worden: ich werde in *voller* Höhe „abgefunden“ und bin jetzt Bundesrentner, der das Nötige tun kann für seine Gesundheit. Übrigens hat Dr. Dufhues sich der Sache angenommen und für mich plädiert; vermutlich will er, als überzeugter Katholik, gut machen, was die Kirche an Verbrechen auf sich geladen hat, als sie die Nazis ex cathedra anerkannte. Wäre der Steinbruch im Bauche

nicht, ich könnte sagen, alle Steine seien mir nun vom Leibe gefallen.

Und die gute Auguste Bruckner hat mir inzwischen den Schädel geschickt: als Osterei in Geschenkpapier verpackt hat sie das Gebein vom Bein meiner Ahnen durch den Basler Zoll geschmuggelt, – welche eine Komödie wäre entstanden, wenn der Beamte sich das große Ei mal näher hätte besehen wollen. Und sie, Sie, bitte entschuldigen Sie, dass ich Ihnen heute erst danke für den prächtigen Kopf; in seiner erdenklößigen Tönung ein toderkleckendes Memento mori. Von der Seite gesehen wirkt er sogar gelehrt, und am Ostersonntag habe ich ihn getauft, da das Gusteli mir am Telefon sagte, die Gebeine müssten alle wieder kirchlich beigesetzt werden. Er heißt Phrasamund, oder frasamund, nach jenem sagenhaften fränkischen König, der in jener Gegend gelebt hat und über den mein historischer Schwager Prof. Bruckner mir allerlei erzählte. Beim Taufakt selbst habe ich mich strikt an die von der römischen Kirche vorgeschriebenen Ritualien gehalten, wie sie für die Taufe eines Monstrums gelten, zumal Totes nicht mehr tauffähig ist, oder nur, laut röm. Recht „bedingungsweise“ das Salz der Weisheit, das Chrisam des Heils, die Formel des Exorzismus, den ich für meinen Stein brauchte – das alles musste unterbleiben, da Phrasamund nicht mehr sündigen kann: dafür bekommt er in den nächsten Tagen ein violettes Kissen aus Samt, goldverbrämt, und dann kann er vom Ehrenplatz meiner Schießbude zusehen, wie sein Pate sündigt, indem er schreibt was er denkt. Eigentlich müsste Phrasamund mit seinen fünf Zähnen und dem unbeschädigten Hinterhauptloch auf einem Paramentenkissen ruhen, und dieses müsste aus einem Dom entwendet werden: doch werden wir der Unterlage schon die nötige Diebsweihe selber geben. Sobald aber jemand kommt mit einem Fotoapparat, lasse ich den Frankensohn knipsen und schicken Ihnen den Standortzauber zu. Beiliegend schon die Bildchen vom Rest der Bude.

Zuerst ist die „Insel“ erschienen, zwei Jahre später der schwarze Herr, und dann wurde es mir schwarz vor den Augen. Ja, der Keßler meiner angewandten ist identisch mit dem Grafen, dessen Tagebücher man jetzt herausgegeben hat. Ich kenne sie nicht, doch haben mich schon mehrere Leute gebeten, zu dieser sehr unzüftigen Edition einmal Stellung zu nehmen. Durch mangelnde Einführungen scheint der Leser ein völlig falsches Bild vom wirklichen, an der Emigration zugrunde gegangenen Keßler zu bekommen. – Der Verfasser des „Affenheeres“ hat aber nichts mit Keßler zu tun, der hieß ganz anders; Mäter-

steig, ich habe den Namen im Buch etwas geändert, da der Herr immer noch lebt, oder zumindest lebte, als ich mit der Niederschrift des Buches beschäftigt war: in genau 9 Monaten war es fertig. Der schwarze Herr hat auch auf den Tag genau 9 Monate zur Zeitigung gebraucht. Heute brauche ich Monate, um ein paar kleine Sachen zu korrigieren.

Diktieren: das kann ich nicht. Ich brauche das Schriftbild vor den Augen, das leitet mich von Wort zu Wort und Satz zu Satz. Denn ich weiß ja nie, was kommt. Als ich den Bahßetup begann, merkte ich nach einer Seite, dass es etwas ganz anderes werden würde, und ich ließ mich gehen. Nur die *Fakten* sind festgelegt, denn ich erfinde nichts, nicht die kleinste Situation; Charaktere könnte ich nicht einmal auf die Beine stellen, geschweige sie weiter entwickeln: darum betrachte ich mich auch nur als Halbschriftsteller.

Wenn Sie mir Esswaren geschickt hätten, hätte ich Ihnen das nicht verübelt, aber nun ist's nicht mehr nötig, der Bund aller Preußen hält uns am fressen. Ich lebe hier wie ein Fürst, wie Phrasamund vielleicht nicht mal gelebt hat; der musste noch mit einem besseren Erdloch fürlieb nehmen. Ich hüte den Landstich einer sehr, sehr reichen mexikanischen Freundin, nicht Bett noch Stuhl mein Eigen, vom Zahnstuhl abgesehen, den ein Leser mir vermacht hat, nachdem ich ihm sagte, anlässlich eines Besuches, dies seien die einzigen Stühle, auf denen man richtig dichten könne. Da fuhr er heim, Großindustrieller, und trietzte seinen Zahnarzt zwei Jahre lang, bis er es satt war und sich eine neue Einrichtung anschaffte und meinen Gönner anrief, der Marterstuhl sei für den Dichter frei geworden. Ich möchte nie mehr anders sitzen!

Ihren letzten Brief, vom 1. 4. werde ich später beantworten. Hoffentlich kommen nicht wieder Dinge dazwischen, die mir arg zu Kleide rücken. Bei der Chemie heutigen Tages muss ich mich auf alles gefasst machen, wenn auch mein Arzt, ein sehr alter Herr, sparsam mit den Allerweltpackungen der ciba und Konsorten umgeht.

Leben Sie wohl, mitsammen ihrer Familie, und seien sie ewig bedankt für die Bereicherung meiner Schießbude durch eine phrenologische Rarität, – wo ich doch zweimal im Leben schon auf Menschengebeine habe verzichten müssen; in Süchteln, – der Ahn aus Dülken, und das rührend „verminkte“ Kindeken zu Amsterdam.

In diesem hoffnungsvollen Bezug herzlichst Ihr A. V. Thelen